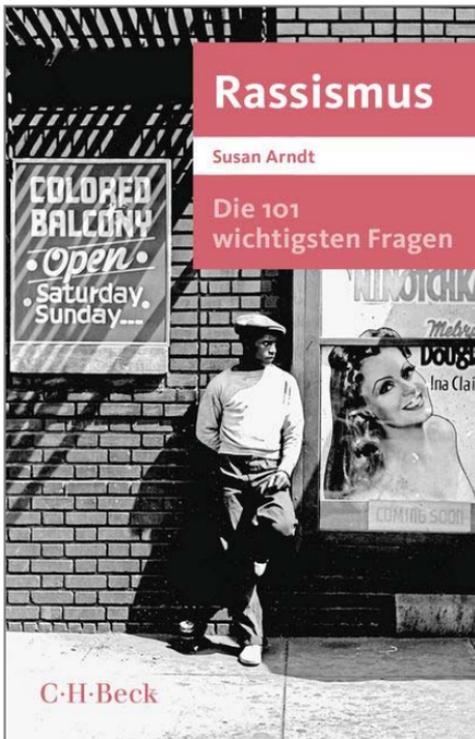


Unverkäufliche Leseprobe



Susan Arndt
Die 101 wichtigsten Fragen
- Rassismus

160 Seiten. Broschiert
ISBN: 978-3-406-67765-6

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/14491724>

Vorwort

Das Thema dieses Buches – Rassismus – hat es in sich. Das beginnt bereits mit der Frage, wie man ein Buch über Rassismus illustrieren könne. Der Verlag entschied sich für ein Coverfoto, das ich nicht haben wollte. Es steht im Widerspruch zu einer zentralen Grundthese dieses Buches, nämlich der, dass die Reproduktion rassistischer Annahmen, Worte, Handlungen, Strategien, in welcher Absicht auch immer, nicht zu rechtfertigen ist.

Das Coverfoto ist von einem *weißen* Blick geprägt, der auch durch den darüber geschriebenen Titel «Rassismus» nicht wirklich gebrochen wird: Es ist 1940 in Birmingham, Alabama, von Arthur Rothstein, einem *weißen* Fotografen, gemacht worden. Die Werbung betrifft ein Kino, in dem Schwarze – und zwar nur am Wochenende – im zweiten Rang sitzen dürfen. Das Filmplakat wirbt für die Liebeskomödie *Ninotchka* von Ernst Lubitsch, produziert 1939. Zu sehen ist in der Hauptrolle Greta Garbo (Abbildung) – vor Marilyn Monroe *das* (*weiße*) Schönheitsideal im 20. Jahrhundert schlechthin. Das alles könnten Interessierte schnell herausfinden, sollten sie ein paar Minuten geübt recherchieren wollen. Über den Schwarzen, dem sinnbildlichen Opfer des Rassismus auf diesem Foto, bekomme ich dagegen fast nichts heraus: Er hieß Eddie Mitchell, war jung und arbeitslos – das war es. Wie so oft in der Geschichte des Rassismus steht der *weiße* Blick auf Schwarze im Mittelpunkt, der sich nicht für die Erzählungen, Geschichten und Blicke des Schwarzen interessiert, ja, dessen Interesse am Schwarzen darauf reduziert bleibt, Weißen als Projektionsfläche eigener Fantasien über Schwarze zu dienen. In diesem Fall ist dies sogar offenkundig, denn das Foto ist gestellt; es entstammt einer Serie.

Und was sieht dieser *weiße* Blick? (Lüsterner) Schwarzer blickt auf *weiße* Unschuld, die zu ihrer Sicherheit hinter einer durchsichtigen Mauer geschützt wird. Angesichts des rassistischen Mythos, dass Schwarze Männer sexuell hyperaktiv seien und als solche eine Bedrohung für (*weiße*) Frauen und die von ihnen repräsentierten Nationen darstellen, ist dieser Blick auf seinen Blick nicht ungefährlich – zumal er den Schwarzen zu der Zeit, als das Bild entstand, das Leben hätte kosten können. Denn Rothstein nahm dieses Foto in der Ära der Jim-Crow-Gesetze auf und Birmingham war eine Hochburg des Ku-Klux-Klan; hier hätte Mitchell – was Schwarzen vielfach ge-

schah! – für diesen Blick auf eine Weiße gelyncht werden können; Schwarzen war es sogar untersagt, einer *weißen* Frau die Zigarette anzuzünden, weil es als sexuelle Anzüglichkeit galt!

Warum muss es ein solcher *weißer* Blick auf einen Schwarzen sein, der dem Buch als Overtüre dient? Der Verlag zeigte sich sicher, dass der Titel «Rassismus» das Bild ausreichend kontextualisiere und gerade auf diese Weise die Betrachter_innen dazu anrege, sich mit ihrer eigenen Haltung zum Thema Rassismus auseinanderzusetzen. Doch warum muss mit «colored» ein rassistisches Wort auf dem Coverfoto stehen und dadurch verbale Gewalt ausüben? Warum ist ein Schwarzer Mann und kein *weißer* Mann zu sehen, denn letztere haben die rassistischen Schilder geschrieben, aufgehängt und diese Politik auch durchgesetzt – Seite an Seite mit *weißen* Frauen? Warum ist nicht ein Fotodokument des antirassistischen Kampfes als Covergrundlage genommen worden, ein Foto, das die Handelnden dieses Kampfes zeigt? Warum wird ein Motiv aus den USA genommen und nicht aus Deutschland, so als wäre er dort virulenter als hierzulande? Es ließen sich weitere solche Fragen anschließen, auf die letztlich dieses Buch Antworten liefern soll. Insofern bietet das Cover einen vielleicht dann doch produktiven und dennoch zugleich verstörenden Einstieg ins Thema.

Bücher können irritieren, zum Nachdenken anregen, Streit provozieren, Bewährtes hinterfragen, Gewohntes in eine andere Perspektive stellen. Seit vielen Jahren beschäftige ich mich wissenschaftlich mit Rassismus. Ich begann damit in dem Glauben, längst über Rassismus Bescheid zu wissen und daher, als unbedingte Anti-Rassistin, selbst fern jeglicher rassistischer Tendenzen zu sein. Ich habe viel lernen müssen, aber auch wollen. Das war und ist mit vielen Einsichten, die meine Selbstwahrnehmungen und mein Innerstes heftig erschütterten, verbunden. Wie aufwändig, aufwühlend und fordernd muss es aber für jene sein, die sich quasi von Geburt an Rassismus ausgesetzt sehen, die dies sich und anderen, vor allem jenen, die rassistisch diskriminieren, wieder und wieder erklären müssen und die sich ihm konsequent widersetzen? Bücher, Performances, Musikprojekte und Blogs etwa von Esther Dischereit, Philippa Ebéné, Mutlu Ergün, Kien Nghi Hà, Philipp Khabo Köpsell, Nadja Ofuately-Alazard, Nicola Lauré al-Samarai, Peggy Piesche, Mariam Popal oder Noah Sow kann ich allen nur empfehlen. Von ihnen und vielen anderen People of Color in Europa, Afrika, Asien und Nordamerika habe

ich die Lektion gelernt: Rassismus ist nicht irgendein Thema – Rassismus ist allgegenwärtig: in Sprache, Politik, Alltag, Ökonomie, Werbung, Medien, Sport, Musik, Internet, Theater, Literatur, am Arbeitsplatz wie am Postschalter, in Bewerbungsverfahren wie in Gesetzestexten, in den klassischen Texten der Philosophie wie in der aktuellen Historiographie, in der Medizinforschung wie im Naturschutz. Ja, so unglaublich es sich für viele anhören mag, aber es ist wahr: Es gibt keine No-Go-Area, die der Rassismus verschonen würde oder könnte. Gleichzeitig aber nehme ich nur partiell (wenn überhaupt) wahr, dass ich als Weiße viele Privilegien genieße und dass Weißsein zu einem globalen «unmarkierten Marker» (Ruth Frankenberg) geworden ist, der mir den Rücken stärkt – mit Rückenwind aus der Geschichte. Es waren Weiße, die Rassismus erfunden haben und mit ihm die krude Logik, dass sich alles am Weißsein auszurichten und zu orientieren habe, womit dann wiederum Verbrechen, Unterdrückung, Ausbeutung und Kolonialismus gerechtfertigt wurden.

Von vielen Vorträgen, Konferenzen, Debatten, Seminaren, Vorlesungen, ja, auch unzähligen Gesprächen in privaten, freundschaftlichen und familiären Zusammenhängen weiß ich, dass Rassismus dann aufhört, irgendein Thema zu sein, wenn aus dem «die bösen Rassist_innen» (dort drüben, etwa in den USA) ein «wir Weiße» wird, und aus dem «man» ein «ich». Schnell, zu schnell, wird hier oft abgewehrt: Das sei übertrieben oder zu *pc*. Doch vorschnelle Antworten tragen hier nicht weit. Es sind wissensgesättigte Fragen, die dem Rassismus die Stirn bieten: Warum und Wie, Wo und Wann, Wer und Wen sind nicht nur die typischen Fragewörter an historische Quellen, sondern auch Verbindungslinien zwischen vermeintlicher Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft.

Dieses Buch stellt sich 101 Fragen, die der Rassismus jedem und jeder von uns aufgibt. Dabei kann ich selbstredend nur einen kleinen Ausschnitt des großen Themas anschneiden. Manche Fragen mögen überraschen, aber die Antworten sollen wenigstens die Vielschichtigkeit des Themas andeuten. Gewiss werden einige Lesende manche Frage, ja, zentrale Fragen vermissen. Davon fallen mir selbst aus historischen Kontexten hunderte ein – aber diese Reihe heißt eben «Die 101 wichtigsten Fragen». Eine Auswahl meiner momentan wichtigsten Fragen bedeutet Verzicht, Einschränkung und immer wieder eine beim Schreiben und Wörterzählen fast unerträglich erscheinende Kürze.

Dieses Buch stellt vieles in Frage, hinterfragt vieles, dekonstruiert und stellt Zusammenhänge her, die den einen absurd, überstrapaziert und merkwürdig, den anderen banal, verkürzt und längst bekannt erscheinen mögen. Das Buch weist Wiederholungen auf – sie sind unumgänglich, weil jede Frage und jede Antwort für sich stehen sollen. Und dennoch baut Frage auf Frage, Antwort auf Antwort auf. Es hätten auch 1001 Fragen und 1001 Antworten sein können – es blieben Ausschnitte und Verkürzungen.

Mein Buch stellt eine Einladung an jene dar, die sich mit Rassismus auseinandersetzen wollen. Ich will exemplarische Denk-, aber auch Verhaltens- und Sprachanstöße bieten. People of Color, die sich mit Rassismus neben ihren Alltagserfahrungen auch theoretisch und historisch beschäftigen, kann ich nichts sagen, was sie nicht ohnehin wüssten, besser wüssten, differenzierter wüssten. Auch vielen anderen, die sich mit Weißsein und Rassismus professionell auseinandersetzen, mag dieses Buch vielleicht zu oberflächlich, zu undifferenziert argumentieren. Aber allen anderen könnte und soll es Anregungen, Denkanstöße, zuweilen auch praktische Hinweise geben, warum etwas so geworden ist, wie sich manches verändern ließe, woher manche Alltäglichkeit kommt. Das Buch ist kein Ratgeber, aber es will anstoßen, irritieren, provozieren, zur Debatte einladen. Mein Buch endet mit einem Satz, den ich hier schon einmal als Credo wiedergebe – mit der Hoffnung, Neugierde geweckt zu haben: Verantwortungsübernahme in Freiheit – das war schon immer die beste Lebenshaltung.

I. Rassismus – Begriffsklärungen

1. Was ist Rassismus? Der Sexualforscher und Publizist Magnus Hirschfeld (1868–1935) verwendete als Erster den Begriff *Rassismus* für eine Lehre, die an die Existenz menschlicher «Rassen» glaubt, in seinem 1933/34 geschriebenen und 1938 veröffentlichten Werk *Racism*, mit dem er die nationalsozialistische «Rassen»-Ideologie widerlegen wollte. In ein breiteres öffentliches Bewusstsein drangen Begriffe wie Rassismus und Genozid in den 1950er Jahren. «Rassentheorien» waren aber nicht erst vom Nationalsozialismus erfunden worden und fanden mit ihm auch kein Ende. Die Ideologie des Rassismus, deren Ideen z.T. bis in die antike Philosophie zurückzuverfolgen sind, setzt mit der Erfindung menschlicher «Rassen» ein.

Dies war ein paneuropäisches Projekt, das seine Anfänge nahm, als Europa Millionen Menschen auf der ganzen Welt enteignete, versklavte und ermordete und dies dadurch zu rechtfertigen suchte, dass es diese Menschen als nicht-*weiß* charakterisierte – als so *anders*, dass es berechtigt erschien, gegenüber Hunderten Gesellschaften auf der ganzen Welt Prinzipien wie Humanismus und Aufklärung, Freiheit und Demokratie, Gerechtigkeit und Gleichheit zuwiderzuhandeln. Was für ein infamer Euphemismus, der im Angesicht dieser barbarischen Gewalt den Mythos von der «Bürde des weißen Mannes» erfand, die Welt zivilisieren zu müssen, und der Lynchmorde als Akt der «Zivilisierung» deklarierte. Hierin zeigt sich aber, dass es dem Rassismus im Kern darum geht, die *weiße* «Rasse» mitsamt dem Christentum, das als dem Weißsein inhärent verstanden wird, als vermeintlich naturgegebene Norm(alität) hinzustellen, um eigene Ansprüche auf Herrschaft, Macht und Privilegien zu legitimieren und zu sichern. Dabei produziert der Rassismus Wissen, das sich ebenso facettenreich wie wirkmächtig in Glaubensgrundsätze, (Sprach)Handlungen und identitäre Muster einschrieb und sich – und zwar unabhängig davon, ob Weiße dies anerkennen oder nicht – die Welt durch adäquate Strukturen passförmig gemacht hat, um sie zu beherrschen.

Im Zentrum der Ideologie des Rassismus steht die Erfindung von körperlichen Unterschieden. Die britische Ethnologin Mary Douglas betont, jedes Sehen des menschlichen Körpers besitze eine soziale Dimension. Das bedeutet, ohne das Verlangen, soziale Hierarchien und Grenzen herzustellen, bestünde nicht das Interesse, körperliche

Grenzen zu erfinden. Auch die Erfindung von «Rassen» bedurfte Grenzziehungen mit Hilfe vermeintlich naturgegebener körperlicher Unterschiede. Dazu wurden aus einer Vielzahl möglicher körperlicher Merkmale einzelne (z. B. die Konstruktion von Farbnuancen der Haut als «Hautfarbe») herausgenommen und zu Bündeln geschnürt, die vermeintlich naturgegebene Antithesen repräsentieren und angeblich relevante Unterscheidungsmerkmale bilden. Welche Kriterien angelegt werden, um körperliche Unterschiede zu zementieren, folgt keineswegs reiner Willkür. Vielmehr ist die betreffende Logik einem ökonomischen und politischen Machtstreben verpflichtet. Entscheidend ist zudem, dass die so gewählten Unterschiede (und die diesbezüglichen Kriterien) als «natürlich gegebene» Marker der Differenz erklärt werden, wodurch negiert wird, dass sie menschengemacht und historisch geworden sind. Diesen vermeintlich statischen und objektiven körperlichen Unterscheidungsmerkmalen werden dann bestimmte soziale, kulturelle und religiöse Eigenschaften und Verhaltensmuster zugeschrieben. Die auf diese Weise hergestellten Unterschiede werden, wie der Schriftsteller und Rassismuskritiker Albert Memmi (geb. 1920) ausführt, verallgemeinert, verabsolutiert, hierarchisiert und als naturgegeben deklariert.

Es lassen sich verschiedene Formen von Rassismus unterscheiden, die aber eine gemeinsame strukturelle und diskursive Schnittmenge aufweisen. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, bei Rassismus zu konkretisieren, wer von wem vor dem Hintergrund welcher historischen und gegenwärtigen Prozesse als «Rasse» erfunden und rassistisch bewertet wurde bzw. wird.

2. Gibt es «Rassen»? In der Pflanzen- und Tierwelt versteht man unter «Rassen» Gruppen einer Art, die sich von anderen Gruppen derselben Art durch konstante und vererbare Merkmale unterscheiden. Im ausgehenden 16. Jahrhundert wurde dieses Klassifikationsmuster, das heute selbst für Unterscheidungen in Flora und Fauna umstritten ist, erstmalig auf Menschen übertragen.

Zunächst wurde die Idee, dass es menschliche «Rassen» gebe, von einer biologistischen Anordnung von «Hautfarben» als Marker religiöser und kultureller Differenz getragen. Als Weiße im Zuge der Kolonisierung begannen, in anderen als europäischen Klimazonen zu leben und Afrikaner_innen in vormalig *weiße* Räume deportiert und dort zwangsangesiedelt wurden, kamen zunehmend Zweifel an

den seit der Antike tradierten Klimatheorien und an «Hautfarbe» als alleinigem Träger von «Rassentheorien» auf. Um die Existenz von «Rassen» nachweisen zu können, nahmen *weiße* Wissenschaftler_innen deshalb immer stärker andere angebliche Merkmale in den Blick.

Dazu vermaßen sie zunächst Körperteile, wie etwa den Schädel oder das Skelett, aber auch Sexualorgane. Noch heute lagern Relikte dieser biologistischen Forschungen in ethnologischen Museen Europas oder auch deutschen Krankenhäusern. Die Vermessung des sichtbaren Körpers, als Methode bis weit ins 19. Jahrhundert hinein anerkannt, führte nicht dazu, dass feststehende «Rassenmerkmale» gefunden werden konnten. Jene Versuchsreihen, die zu bejahenden Erkenntnissen gelangten, weisen methodisch vielerlei Schwächen auf. So erstellte etwa der niederländische Anatom Peter Camper (1722–1789) seine Skala der «Rassen» auf der Grundlage von lediglich sieben Köpfen und verfälschte dabei noch. «Bei der geometrischen Ermittlung des Schädelvolumens der griechischen Apollbüste in frontaler Ansicht», die als Repräsentant der *weißen* Norm fungiert, addierte er, wie dem Kulturwissenschaftler Thomas Becker auffiel, «schlichtweg einige Zentimeter, die wohl eher der Haarpracht Apolls als der Schädelgröße zuzuschreiben waren.»

Als gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Zweifel daran wuchsen, «Rassen» über Vermessungen des sichtbaren Körpers nachweisen zu können, setzte ein Paradigmenwechsel innerhalb der «Rassentheorien» ein. Zunehmend konzentrierten sich die Beobachtungstechniken nun auf die unsichtbare Determination durch innere Vererbungsdispositionen anhand von Untersuchungen des Blutes. Man hoffte, «Rassen» genetisch nachweisen zu können. Mit der Hinwendung zur Vererbung innerer Dispositionen kam es zu einem Anstieg identifizierbarer «Rassen» auf mehr als 100. Diese stetig wachsende Anzahl vermeintlicher «Rassen» zeigt letztlich nur eines deutlich: Eindeutige Grenzziehungen lassen sich weder ermitteln noch begründen. Die UNESCO legte bereits 1950 nahe, auf den Begriff «Rasse» zu verzichten. Das Europäische Parlament empfahl Mitte der 1990er Jahre, in amtlichen Dokumenten den Begriff nicht zu verwenden.

«Rassen» gibt es nicht, schreibt die feministische Soziologin Colette Guillaume, aber sie töten Menschen. Denn der Glaube, dass es «Rassen» gebe, der Rassismus also, ist präsent. Das anzuerkennen ist wichtig. Der Literaturwissenschaftler Shankar Raman glaubt

daher, dass es notwendig ist, einen Kampf um die Bedeutung von «Rasse» zu führen, sich diesen Begriff aus anti-rassistischer Sicht anzueignen. Deswegen schlägt er eine doppelte Denkbewegung vor, die weg führt von «Rasse» und hin zu *Rasse*. In der geschriebenen Sprache ist es leicht, die doppelte Denkbewegung symbolisch zu unterstützen: Es ist möglich, «Rasse» immer dann in Anführungszeichen zu setzen, wenn vom biologistischen Konstrukt die Rede ist, das keine reale Entsprechung hat – und *Rasse* kursiv zu schreiben, wenn von der sozialen Position die Rede ist, die durch den Rassismus erzeugt wird. In der gesprochenen Sprache ist dies schwerer umzusetzen. Manche sprechen von rassialisierter Position, von einer Position im Rassismus oder einfach von *Rasse* als sozialer Position.

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de